Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 80 (2009)
Heft: 3: Humor : was gibts im Heim zu lachen?

Artikel: Vision Jugend- und Familienhilfe 2015 : Auftakt zum Paradigmenwechsel
Autor: Steiner, Barbara / Wüthrich, Peter / Eisenring, Markus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-804870

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vision Jugend- und Familienhilfe 2015

Auftakt zum Paradigmenwechsel

Peter Wüthrich und Markus Eisenring erläutern, weshalb in der familienergänzenden und -unterstützenden Erziehungshilfe ein Umdenken notwendig ist und weshalb sie sich für die Sozialraumorientierung stark machen.

Barbara Steiner

Was hat sich ein Laie unter einem Sozialraum vorzustellen?

Peter Wüthrich: Im Zusammenhang mit flexibler Erziehungshilfe stellt der Sozialraum einen überschaubaren Raum dar, in dem mehr oder weniger geordnet soziales Leben stattfindet. Darin bewegen sich Menschen, die mehr oder weniger integriert sind und sich mehr oder weniger in Problemsituationen befinden. Wir wollen uns mit jenen Personen auseinandersetzen, die es etwas schwerer haben, entweder im oder mit dem Sozialraum. Unsere Klientel sind primär Kinder und Jugendliche. Aber eines der Merkmale der Sozialraumorientierung ist die Ausrichtung auf das System als Ganzes, nicht allein auf eine einzelne Person. Wenn wir von Kindern und Jugendlichen reden, ist deshalb das Umfeld eingeschlossen. Primär geht es da in der Regel um die Familie, einbezogen wird aber auch das weitere Umfeld.

Markus Eisenring: Aus der Umsetzung des Fachkonzepts Sozialraumorientierung ergibt sich dann auch ein Sozialraum als geografische Grösse. Je nach sozialer Belastung entspricht dieser einem Gebiet von 25 000 bis 30 000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Elementar ist, dass Sozialraum und Fachkonzept untrennbar verbunden sind.

Wüthrich: In Stuttgart beispielsweise, wo das Fachkonzept der Sozialraumorientierung bereits umgesetzt wird, ist ein Sozialraum grundsätzlich ein Stadtabschnitt. Allerdings muss bei der geografischen Definition bedacht werden, dass sich die Lebenswelt in Folge erhöhter Mobilität und Internet nicht mehr mit dem Sozialraum deckt.

Welches sind die Kernaussagen der Sozialraumorientierung?

Eisenring: Sie stellt eine Antithese zum Ist-Zustand dar. In den vergangenen 20 Jahren war in der Schweiz fast mehr noch als in Deutschland eine Entwicklung hin zu hoch qualifizierten und spezialisierten Institutionen zu beobachten. Qualitätsstandards und Ausbildungen wurden laufend verbessert. Die Binnendifferenzierung erfolgte zwar in hehrer Absicht, aber sehr unkoordiniert. Ich drücke es pauschalisierend aus: Je spezialisierter die Angebote sind, desto mehr Menschen fallen durch die Maschen. Das Netz wurde nicht dichter und tragfähiger, sondern durchlässiger. Dies zeigt sich auch im Umstand, dass viele Kinder und Jugendliche mehrmals die Institution wechseln, weil deren hoch spezialisierten Konzepte gerade ihre Bedürfnisse nicht erfassen. Und weil bei uns praktisch jede Institution eigenständig tätig ist, wird überall wieder bei null begonnen. Dies wirkt sich auf die Motivation von Jugendlichen und Eltern alles andere als positiv aus. Natürlich verlaufen nicht alle Fälle so, aber doch zu viele. Das Fachkonzept Sozialraumorientierung will vermeiden, dass Kinder und Jugendliche von Einrichtung zu Einrichtung wechseln müssen. Natürlich wird es weiterhin so sein, dass in manchen Fällen ein Mix zwischen ambulanten, teilambulanten und stationären Massnahmen angebracht ist. Dieser Mix soll aber individuell möglichst massgeschneidert sein, und die Kinder und Jugendlichen sollen dabei von den immer gleichen Profis begleitet werden. In erster Linie sollen die Profis Wechsel zu bewältigen haben, nicht die Klienten.

Wüthrich: Zentral ist weiter, dass im Fachkonzept Sozialraumorientierung der Wille und das Empowerment der Klienten im Zentrum stehen. Das Empowerment bezieht sich aufs Kind oder den Jugendlichen und das Familiensystem sowie das weitere Umfeld. Dies hat zur Folge, dass neben fallspezifischer fallübergreifende

Foto: Barbara Steiner

In der familienergänzenden und -unterstützenden Erziehungshilfe ist nach Ansicht von Markus Eisenring (links) und Peter Wüthrich ein Umdenken nötig.

und fallunspezifische Arbeit zu leisten ist. Dabei geht es auch darum, Gegensteuer zu geben zur allgemeinen Entwicklung, in der gegenseitige Unterstützung an Bedeutung verliert. Wir müssen zurückfinden zu einer solidarischen, integrationsfähigen und von Respekt geprägten Gesellschaft. Darin kann nachbarliche Unterstützung, beispielsweise durch Vereine oder kirchliche Einrichtungen, eine ganz wichtige Rolle spielen.

Was geschieht heute in der Regel mit einem sozial auffälligen 16-Jährigen aus schwierigen Familienverhältnissen? Was würde sich mit der Sozialraumorientierung ändern?

Eisenring: Hier spielen unterschiedliche Faktoren eine Rolle, beispielsweise, ob der Jugendliche bereits straffällig geworden und die Jugendanwaltschaft involviert ist. Heute gilt die Heimplatzierung in der Regel als Ultima ratio – nicht zuletzt aus finanziellen Gründen. Viele Jugendliche kommen deshalb erst in eine stationäre Einrichtung, wenn es für manches bereits zu spät ist. Das Fachkonzept hat hier einen anderen Ansatz: Heimeinweisungen sollten – wenn indiziert – möglichst früh erfolgen und möglichst kurz sein, nicht möglichst spät kommen und dafür lange dauern. In Deutschland hat sich bereits bestätigt, dass sich die Dauer des Heimaufenthalts zum Teil massiv verkürzen lässt, wenn die Intervention früh erfolgt. Allerdings bedingt dies auch andere Finanzierungsformen: Belohnt werden sollen nicht mehr jene, welche die Kinder und Jugendlichen möglichst lange behalten, sondern jene, welche die angestrebten Ziele in kurzer Zeit erreichen. Dazu gehört, dass auch intensiv mit der Familie gearbeitet und dort ebenfalls die notwendige Unterstützung geleistet wird. Zeigt sich beispielsweise, dass eine Mutter mit dem Haushalt überfordert ist, benötigt sie möglicherweise nicht einen Sozialpädagogen, sondern eine Haushalthilfe.

Wüthrich: Eine der wichtigsten Aufgaben in der Sozialraumorientierung ist es, herauszufinden, wo ein System, beispielsweise eine Familie, noch Ressourcen hat, wo noch Kraft vorhanden ist. Eine solche Ressource kann beispielsweise auch eine Tante oder eine bekannte Person der Familie sein. Diese wird wenn möglich in den Prozess einbezogen, indem versucht wird, den Restkraftbestand zu stärken, und zwar über den Willen der Involvierten. Es sind nicht die Profis, die festlegen, wie und welche Unterstützung geleistet werden soll. Den Weg bestimmen vielmehr die Klienten und ihr Umfeld. Diese Personen sagen, was sie brauchen, was sie wollen und was sie bereit sind, dafür zu leisten.

Wissen die Klienten und ihre Angehörigen denn immer, was sie wollen und brauchen?

Wüthrich: Durchaus. Es ist auf Grund von Rückmeldungen aus der Praxis ermutigend, zu beobachten, wie viele positive realistische Möglichkeiten die Betroffenen jeweils aufzeigen. Vielleicht sind es auch Dinge, die nicht ganz der «Norm» entsprechen. Sie sind als Potenzial vorhanden. Negative Erlebnisse, Frustration und Stigmatisierung haben sie vielfach einfach zugedeckt. Sie hervorzuholen ist eine anspruchsvolle Arbeit. Es gilt, den Blickwinkel auf die Defizite zu verlassen und sich radikal auf die Ressourcen der Klientel zu konzentrieren. Eigene Vorstellungen haben in den Hintergrund zu rücken. Dieser Paradigmenwechsel stellt eine grosse Herausforderung für alle Beteiligten dar.

Eisenring: Kürzlich erzählte mir eine Lehrerin von einer Gesprächsrunde, an welcher ein Jugendlicher, seine Mutter und zehn Fachpersonen teilnahmen. Solche Ungleichgewichte, die zwangsläufig zu einer Überforderung führen, will die Sozialraumorientierung vermeiden. Dort wird in solchen Gesprächen ein Gleichgewicht angestrebt zwischen Fachpersonen und Klienten und Angehörigen. Eine Mutter soll Bezugspersonen ihrer Wahl mitbringen können. Falls gewünscht, gehen die Fachleute zu ihr nach Hause, auch wenn dort dauernd der Fernseher läuft.

Wüthrich: Beim Lesen des Jahresberichts des Familiensupports Bern-Brünnen, der bereits Aspekte der Sozialraumorientierung umsetzt (siehe Beitrag Seite 34), ist mir aufgefallen, wie hoch die Eltern es den Profis anrechnen, dass sie von ihnen uneingeschränkt ernst genommen werden. Dies ist ein Indikator dafür, dass der beschrittene Weg der richtige ist. Das Gefühl, für voll ge-

nommen zu werden, weckt bei manchen Eltern Verantwortungsinstinkte. Aber sie müssen selber festlegen können, wie viel Verantwortung sie zu tragen in der Lage sind.

Ihre Äusserungen beinhalten viel Selbstkritik. Ist denn alles schief gelaufen in den letzten Jahren?
Eisenring: Selbstverständlich nicht. Es gibt wahrscheinlich kaum ein Konzept in der Sozialpädagogik, das nicht auf die Ressourcenorientierung verweist. Aber sie wurde vom Überbau her zu wenig konsequent umgesetzt. Auch ich habe seinerzeit als Leiter eines Heims immer von Ressourcen gesprochen. Gleichzeitig habe ich immer mehr unter der Situation gelitten, dass die Jugendlichen vor allem aus finanziellen Gründen immer später zu uns kamen, obschon eine frühere Platzierung die Allgemeinheit vermutlich günstiger zu stehen gekommen wäre. Hinzu kamen viele Eltern, die zwar Lippenbekenntnisse von sich gaben, unsere Arbeit ansonsten aber boykottierten.

Wüthrich: Die Neuausrichtung ist keine Geringschätzung dessen, was in der Vergangenheit geleistet wurde. Aber die Zeiten ändern sich, man gewinnt neue Erkenntnisse und Erfahrungen oder greift wieder auf Dinge zurück, die sich schon früher bewährt haben, beispielsweise in Deutschland die Theorie und Praxis der Gemeinwesenarbeit. Wir haben heute eine ganz andere Ausgangslage als noch vor 20 Jahren. Da ist es legitim, sich zu überlegen, wo die familienergänzende und -unterstützende Erziehungshilfe steht und in welche Richtung es gehen soll. Es wird kaum jemand in Frage stellen, dass eine Flexibilisierung dieser Hilfen und das Durchbrechen starrer Abgrenzungen nötig sind. Die Koordination der relativ teuren spezialisierten Angebote ist kaum möglich. Hinzu kommt, dass eine Effizienzsteigerung angesichts des zunehmenden finanziellen Drucks unausweichlich ist.

Eisenring: Organisationstechnisch gesehen sind zwei Systemlücken zu schliessen: Eine zwischen den Platzierenden und den Anbietenden und eine zwischen den Anbietenden selber mit ihren oftmals hochspezialisierten Angeboten. Das Näherrücken wird eine grosse Herausforderung sein.

Wie gelangen Kinder und Jugendliche, die Unterstützung nötig haben, im Sozialraum ins Erziehungshilfe-System?
Wüthrich: Es gibt in einem Sozialraum grundsätzlich nur noch eine Eingangstüre, nämlich das Sozialraumteam. Dieses prüft den Fall und legt das weitere Vorgehen fest. Heute können ja diverse Stellen Massnahmen anordnen.

Im Betagtenbereich gewinnt das Case Management an Bedeutung: Aus der Angebotspalette wird für die betroffene Person ein massgeschneiderter Mix zusammengestellt und bei Bedarf angepasst. Sind hier parallele Entwicklungen im Gang?
Wüthrich: Die Grundgedanken sind sicher ähnlich. Die Bedürfnisse der Klientel, ihr Wille und ihre Möglichkeiten rücken radikal ins Zentrum, und das Umfeld wird einbezogen.

Ist die Zeit reif für grundlegende Veränderungen in der familienergänzenden und -unterstützenden Erziehungshilfe?
Wüthrich: Dort, wo bereits Ansätze von Sozialraumorientierung implementiert wurden, ist die Zeit offensichtlich reif, anderswo vielleicht weniger. Situationen wie die aktuelle bieten Chancen, nach neuen Lösungen zu suchen.

Eisenring: Unser Projekt «Vision Jugend- und Familienhilfe 2015» ist sicher ein ehrgeiziges Unterfangen. Wir wollen ja nicht einfach mehr Angebote schaffen, sondern plädieren für ein grundlegend neues Setting.

Wüthrich: Mit der Tagung im Mai installieren wir eine erste Plattform für einen Ideen- und Erfahrungsaustausch. Die Projektarbeitsgruppe «Vision Jugend- und Familienhilfe 2015» will nicht primär eigene Ideen lancieren, sondern einen Nährboden schaffen für die breite Auseinandersetzung mit dem Fachkonzept der Sozialraumorientierung. Wir wollen auch nicht einfach das deutsche Konzept übernehmen, aber möglichst viel von den bereits vorhandenen Erfahrungen und Erkenntnissen profitieren.

Wo orten Sie Widerstände gegen die Reform?
Wüthrich: Knacknüsse erwarten uns sicher bei der Finanzierung. Sozialraum-Budgets wie sie als Anreizsystem beispielsweise in Stuttgart entwickelt wurden, würden tiefgreifende Anpassungen am heutigen System voraussetzen. Realistisch ist vermutlich, Schritte in diese Richtung zu machen, ohne gleich alles verändern zu wollen. So müssten etwa die fallübergreifende und fallunspezifische Arbeit abgegolten werden können. Dazu braucht es neue Finanzierungsmodelle.

Eisenring: Es wird sicher auch Heimleiterkollegen geben, die sich mit der Idee der Sozialraumorientierung nicht anfreunden können. Diese lässt sich eigentlich nur mit Trägerschaftsverbünden realisieren. Noch idealer wäre es, wenn in einem Sozialraum ein einziger Anbieter mit einem breiten Angebotsspektrum tätig wäre. Aber in der föderalen Schweiz ist ein solches Szenario nicht realistisch.

Zur Person

Peter Wüthrich

ist Vorsitzender der Fachkonferenz Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen von Curaviva Schweiz und Projektleiter des Konzepts Sonderschulung in der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern.

Zur Person

Markus Eisenring

ist Leiter des Fachbereichs Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen von Curaviva Schweiz.

Wüthrich: Eine Möglichkeit wäre allenfalls eine Art Holdingstruktur, in der verschiedene Trägerschaften zusammenarbeiten, ohne die Autonomie ganz zu verlieren. Zu berücksichtigen ist dabei, dass es gerade auch im Kinder- und Jugendbereich viele Stiftungen mit einer langen Geschichte und zum Teil beachtlichem Vermögen gibt, die Grosses geleistet haben und zu Recht stolz sind darauf. Dort sind Veränderungen behutsam anzupacken.

Was bringt die Sozialraumorientierung den Sozialpädagogen und Sozialarbeitern?

Eisenring: Eine der Promotorinnen in Stuttgart begründet ihr Engagement damit, dass sie überzeugt sei davon, das Richtige zu tun. Angehörige von deutschen Sozialraum-Teams rühmen die Qualität der Arbeit. Sie sei dank der neuen Art der Zusammenarbeit zwischen Behördenstellen und Leistungserbringern ganzheitlich und anspruchsvoll und mache Freude.

Wüthrich: Alle, die mit der Sozialraumorientierung in Kontakt kommen, zeigen sich voll überzeugt vom Konzept und setzen es hochmotiviert um.

Eisenring: Noch ein Wort zum «Profit» aus institutioneller Perspektive: Das Projekt eröffnet den Heimen die Chance, vom Bild als konservative Besitzstandwahrer wegzukommen. Sie könnten ihr Image bei den Leistungs-Finanzierern verbessern, die Heimen wie Heimverbänden bekanntlich immer wieder unterstellen, zu wenig bedarfsorientiert zu agieren. Heime wollen auf eine andere, konstruktivere Art wahrgenommen werden, nämlich als wichtiger, respektierter und innovativer Teil des Jugendhilfesystems, als Dienstleister im Rahmen eines Ganzen.

Welche Folgen hätte eine Umsetzung der Reform für die Bildungsanbieter?

Wüthrich: Wenn die Sozialpädagogik und die Sozialarbeit ein neues Selbstverständnis entwickeln, muss sich dies natürlich auch in der Ausbildung niederschlagen. Hier werden die Bildungseinrichtungen aktiv werden müssen. Das Fachkonzept der Sozialraumorientierung ist anspruchsvoll bezüglich Haltung und «Handwerk». Die fallspezifische Arbeit verlangt ein ausgeprägtes Mass an Klientenorientierung. In der fallunspezifischen Arbeit müssen sich die Profis gewandt im Sozialraum bewegen und mit Behörden und weiteren Ansprechpersonen verhandeln können. Es geht darum, Lebenswelten mitzugestalten, die es Menschen in schwierigen Lebenssituationen ermöglichen, zurechtzukommen. Wenn nicht bereits entsprechende Bildungsangebote vorhanden sind, ist gezielte Weiterbildung wichtig.

Eisenring: Die Anforderungen sprechen eher für eine generalistische Ausbildung an einer Fachhochschule. Aber auch Höhere Fachschulen können natürlich die Entwicklungen aufnehmen.

Welche Rolle kann Curaviva Schweiz im Reformprozess spielen?

Wüthrich: Die Kantone sind sicher nicht unglücklich, dass es Verbände gibt, die grundlegende Fragen angehen und dafür Ressourcen einsetzen. Curaviva Schweiz hat die Chance, in Zusammenarbeit mit der Berner Fachhochschule eine Austauschplattform zu bieten, einen Referenzrahmen zu erarbeiten und Pilotprojekte zu lancieren, die nach Möglichkeit wissenschaftlich begleitet werden.

Wie sieht der Fahrplan aus?

Wüthrich: Die Tagung soll Postulate zur Jugend- und Familienhilfe 2015 formulieren. Schön wäre natürlich, wenn wissenschaftlich begleitete Pilotprojekte zustande kämen. Wir müssen pragmatisch vorgehen. Die Tagung wird zeigen, welches Tempo möglich ist. Wir haben übrigens erfreulich viele Anmeldungen, auch aus Verwaltungen.

Eisenring: Gemäss Planung sollte Ende 2009 klar sein, ob das Projekt mit Pilotversuchen in eine neue Phase geht oder mit einem Referenzrahmen und Postulaten seinen Abschluss findet. Wir sind zuversichtlich.

Ausgangslage und Fachtagung

Seit mehreren Jahren wird in Deutschland in verschiedenen Modellprojekten an einer Neugestaltung der familienergänzenden und familienunterstützenden Erziehungshilfen gearbeitet. Dieser Reformprozess will die angebotsorientierte Hilfeplanung durch eine prozess- und nachfrageorientierte Praxis ablösen. Als fachlicher Hintergrund dient dabei das Konzept der Sozialraumorientierung mit einer konsequenten Ausrichtung der Arbeitsweise auf den Willen und die Ressourcen der Familien und deren Umfeld.

Ein Schwergewicht des Reformprozesses liegt neben einer konsequenten Flexibilisierung der Hilfen auf der Verbesserung der Durchlässigkeit zwischen den verschiedenen Angeboten für die Zielgruppen. Dies macht grundlegende Veränderungen bei den sozial- und finanzpolitischen Rahmenbedingungen der Jugend- und Familienhilfe notwendig.

Der Fachbereich Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen von Curaviva Schweiz hat Anfang 2008 das Projekt «Vision Jugend- und Familienhilfe 2015» lanciert und eine zehnköpfige Projektarbeitsgruppe zusammengestellt. Das Projekt hat zum Ziel, einen für Schweizer Verhältnisse geeigneten Orientierungsrahmen zukünftiger familienexterner sowie familienbegleitender Betreuungs- und Beratungsformen zu entwickeln. Fachpersonen sollen ermutigt und nach Bedarf fachlich unterstützt werden, sich mit dem Ansatz auseinanderzusetzen und Handlungskonzepte für die Umsetzung in die eigene Praxis zu entwickeln beziehungsweise zu realisieren.

Das Projekt «Vision Jugend- und Familienhilfe 2015» steht auch im Zentrum der Fachtagung, welche Curaviva Schweiz, die Berner Fachhochschule und der Heimverband Bern vom 13. bis 15. Mai in Bern durchführen. (bas)

Details zum Anlass und die Möglichkeit, sich elektronisch anzumelden:

www.curaviva.ch/veranstaltungen